

Gestalt, Wirken und Probleme des hl. Bonifatius nach seinen Briefen

PROF. DR. KLAUS SCHATZ SJ

Von wenigen Heiligen des ersten Jahrtausends und überhaupt von wenigen Persönlichkeiten des frühen und selbst späteren Mittelalters haben wir das Glück, nicht nur Lebensbeschreibungen von Anderen zu besitzen, meist mehr oder weniger von Legenden durchsetzt, sondern die Zeugnisse, aus denen die Heiligen unmittelbar als Menschen zu uns sprechen. Bonifatius ist ein solcher Glücksfall: 36 Briefe des Bonifatius selbst, 31 Briefe an ihn, die aber auch viel über Bonifatius selbst verraten, dazu eine Reihe anderer Dokumente, die sich um das Wirken des Bonifatius drehen¹. Wir haben damit einen unschätzbaren Vorteil, den wir für fast keinen anderen Heili-

gen dieser Zeit haben: Winfried-Bonifatius tritt uns nicht mit Heiligenschein und auf Goldgrund gegenüber, auch nicht als eine von Legenden umrankte Gestalt wie viele andere Germanenmissionare vor ihm, sondern er spricht menschlich zu uns, als Mensch von Fleisch und Blut, und auch mit Ecken und Kanten, als ein Mensch und Missionar mit eigenen Problemen, leidend, angefochten, auch als ein Mensch mit Grenzen, sehr lauter, sehr gewissenhaft bis zur Ängstlichkeit und Kleinlichkeit, jemand, der Kontakt und Freundschaft braucht, aber auch nicht selten niedergeschlagen, zweifelnd am Erfolg der eigenen Arbeit.

Natürlich haben diese Briefe ihre Grenze. Es wäre verfehlt zu meinen, die ganze Spannweite der Wirksamkeit des Bonifatius trete uns in ihnen gegenüber. Bonifatius schreibt vor allem, weil er Hilfe und Rat sucht: persönliche Hilfe in England, bei den angelsächsischen Bekannten seiner kirchlichen und klösterlichen Umgebung, bei Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen; und institutionell-kirchliche Hilfe bei jenem Zentrum kirchlicher Einheit, das für ihn seit Beginn seiner Missionstätigkeit Herz und Kraftquell

¹ Letzte kritische Edition mit deutscher Übersetzung: Briefe des Bonifatius, Willibalds Leben des Bonifatius, neu bearb. von R. Rau (Wissenschaftl. Buchgesellschaft Darmstadt 1968). Zit. hier: Nr. des Briefes (Seite).

seines Wirkens ist, von wo er sich 719 die apostolische Sendung, 722 die Bischofsweihe und dann 732 die Erzbischofswürde holt: bei dem Stuhl des hl. Petrus in Rom. Und in diesen Briefen ist daher eher von Problemen als von Erfolgen die Rede, eher von eigenen Unsicherheiten als von den Dingen, die für ihn klar sind. – Und weiter: Wenn wir vor allem erfahren möchten, wie der Missionsalltag des Bonifatius aussieht, mit welchen Methoden er die Heiden bekehrt hat, wie er sie von der Überlegenheit des christlichen Gottes überzeugt hat, dann verraten uns darüber diese Briefe nichts. Mit welchen Argumenten man die Heiden bekehren kann: darüber gibt es nur einen Brief des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius – und die gut gemeinten Ratschläge, die dieser Bischof gibt¹, sind dermaßen theoretisch, ldscheehaft, aus dem Lesen von Büchern und nicht aus der Praxis entsprungen, dass Bonifatius sie wohl wie manche anderen aus der Ferne gegebenen Ratschläge lächelnd beiseite gelegt hat. Also so gut wie nichts Konkretes über Bonifatius als Missionar. So eine allbekannte Begebenheit wie, dass Bonifatius um 723/24 bei der Hessenmission die Donareiche bei Geismar gefällt hat:

Wir erfahren sie durch seinen Biographen Willibald; in den Briefen gibt es darüber nichts. Wohl aber umso mehr erfahren wir über Probleme der Kirchenordnung, über Fragen des kirchlichen Rechts und der Moral, über die ganzen Fragen, wie das überlieferte Christentum als Lebensordnung, das sich in einer ganz anderen Welt herausgebildet hat, in der städtischen Welt des Mittelneerraumes und des ausgehenden Altertums, jetzt in die viel primitivere germanische Welt des Nordens zu übertragen ist. Bonifatius ist ja an sich schon in der größten Zeit seiner 35-jährigen Tätigkeit in Germanien (von 719 bis zu seinem Märtyrertod 754) eher Kirchenorganisator oder Reformator des kirchlichen Lebens als eigentlich Heidenmissionar; und in seinen Briefen ist er das noch einmal mehr. – Und schließlich ist ja sicher nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Briefe, die Bonifatius geschrieben hat, erhalten. Von vielem, was Bonifatius gefragt hat, wissen wir nur durch die erhaltene Antwort der Päpste; von den sicher sehr zahlreichen Briefen des Bonifatius nach Rom sind nur fünf erhalten. Und wenn wir nach den Adressaten fragen, dann kommt oder geht der allergrößte Teil

¹ 2 Br. 23 (77-83).

dieser Briefe von oder nach zwei Seiten: Einmal ist es seine angelsächsische Heimat, mit der er in regem Kontakt steht – und dann ist es Rom, der Stuhl des hl. Petrus. Und das sind gleichsam die beiden Kraftquellen, aus denen Bonifatius lebt. Und was darin auch deutlich wird: Im Frankenreich, in seiner Stätte der Wirksamkeit, ist Bonifatius sehr oft isoliert, zumal am Anfang seiner Tätigkeit und dann wieder gegen Ende seines Lebens. Bonifatius gehört nicht zu den Missionaren, denen von Jugend auf das Missionsland zur zweiten Heimat geworden ist. Die ganz andere Welt des Frankenreiches blieb ihm im Grunde immer bis zu einem gewissen Grade fremd; das dortige mit Heidentum vermischte Christentum, die selbstverständliche Anpassung auch des hohen Klerus an die kriegerischen Standesgewohnheiten des germanischen Krieadels, aus dem diese Bischöfe selber stammten, das Chaotische der dortigen kirchlichen Verhältnisse: All das maß er mit dem geordneteren Maßstab der Kirche, der er entstammte. Hellsichtig sah er die unchristlichen Missstände einer Kirche, in der ein Bischof, der Blutrache übte (wie Bischof Gewilib von Mainz), nicht nur keinen Abscheu erregte, sondern selbstverständlich als ein Mann galt, der einfach so gehandelt hatte, wie man

es von jedem Manne seines Standes erwartete; mit ungeheurer Energie und Zähigkeit arbeitete er jahrzehntlang an einer Besserung – eine eigentliche Einführung in diese ganz andere Welt war ihm freilich nicht gegeben. Irgendwie blieb er immer ein Fremdling; und manche Schwierigkeiten, denen er gegen Ende seines Lebens begegnete, die Tatsache etwa, dass sein Einfluss sich seit 747 minderte, dass er an die Seite geschoben wurde, sind wohl auch von da aus zu verstehen. Und hier muss man bedenken: Bonifatius ist ja nicht als junger Mann nach Germanien gekommen, in einem Alter, wo der Mensch sich noch auf eine fremde Kultur einstellen kann. Er ist im reifen Alter von 40–45 Jahren auf apostolische Pilgerschaft in die Fremde gegangen – wir wissen nicht, aus welchen Gründen; er ist mit 47–50 zum Bischof geweiht worden, erlebte erst mit 67–70 seinen ersten größeren Erfolg nicht in der Mission, sondern in der Reform der Kirche, nämlich dass er auf dem Concilium Germanicum von 742 seine Vorstellungen von kirchlicher Ordnung halbwegs durchsetzen und Bistümer gründen konnte, und zog noch als etwa 80-jähriger auf Firmungsreise zu den Friesen, um dort das Martyrium zu erleiden. All das muss im Blick behalten werden.

Was bedeuten ihm diese beiden Pole, diese beiden Kraftquellen, Rom und die angelsächsische Heimat?

Die Briefe zu den angelsächsischen Freunden sind die Briefe, in denen uns Bonifatius am persönlichsten begegnet. Sie sind die herzlichsten Briefe. Bonifatius ist ein Mensch, der Freundschaft braucht. Ohne diesen dauernden Briefverkehr mit seiner Heimat könnte er es nicht aushalten. Immer wieder kommt bei ihm ein Bild vor: Er sieht sich auf einer Fahrt auf stürmischem Meere. Das aufgewühlte Meer, das ihn zu verschlingen droht: Das ist für ihn die empfundene Wirklichkeit Germaniens. So schreibt der 60-jährige 735 an Abt Duddo, seinen Schüler: „Erbarme dich nunmehr des alten Mannes, der müde geworden ist von den Stürmen des germanischen Meeres“³. Und er bittet dann um Bücher, vor allem um Erklärungen der hl. Schrift und um Texte der Kirchenväter – „denn ich habe nur zum Römerbrief und zum 1. Korintherbrief Kommentare“⁴. Denn Freundschaft mit den Menschen der Heimat bedeutet für ihn zweierlei. Einmal Gebetsverbundenheit, Bitte um Gebet – das ist für

ihn schlechthin zentral; das ist keine Floskel; das ist für ihn der elementare Halt, zu wissen, dass dort seine Freunde für ihn beten. Und dann ganz konkret Bücher. Denn damals sind die britischen Inseln der einzige Fleck des westlichen Europas, wo geistige Tätigkeit ist, wo abgeschrieben und Neues geschrieben wird – wir sind noch nicht in der Zeit Karls des Großen, da auch im Frankenreich das geistige Erwachen beginnt und wieder Bücher geschrieben und abgeschrieben werden. Und am wichtigsten ist für ihn das Wort Gottes, die Heilige Schrift. „Wer die finsternen Winkel der Völker Germaniens durchziehen muss, würde in die Schlinge des Todes fallen, wenn er nicht als Leuchte für die Füße und als Licht auf seinen Wegen das Wort Gottes hätte“⁵ – so schreibt er um 735 an die Äbtissin Eadburg, der er für die empfangenen Bücher dankt. Wenn wir heute im Zeichen der Ökumene fragen, was Bonifatius vor allem mit den evangelischen Christen verbindet, dann ist es die Liebe zur Heiligen Schrift, die Tatsache, dass er aus der Schrift lebt und sie die Mitte seiner Frömmigkeit ist. Und geradezu rührend ist,

³ Br. 34 (113).

⁴ Ebd.

⁵ Br. 30 (105).

wie sich in einem anderen Brief an die gleiche Äbissin seine Liebe zu den Büchern und zur Heiligen Schrift mit seiner Petrusverbundenheit und Romfrömmigkeit verbindet: Denn er erbittet besonders die Petrusbriefe des Neuen Testaments in Goldbuchstaben „zur Achtung und Eufurcht vor der Heiligen Schrift in den Augen der Fleischsmenschen bei der Predigt, und weil ich die Worte gerade dessen, der mich auf diese Fahrt gesandt hat (des hl. Petrus, der für ihn im Papst gegenwärtig ist, dessen Stellvertreter der Papst ist) allzeit vor Augen haben möchte“⁶. – Aber es werden nicht nur geistliche Dinge ausgetauscht. Einmal schickt Bonifatius vom Rhein aus dem Bischof Ekbert von York zwei Weinfässchen „mit der Bitte, euch davon mit Euren Brüdern einen fröhlichen Tag zu machen“⁷. Bonifatius konnte zwar sehr streng und genau sein, nicht zuletzt in Dingen der Ehemoral, hatte aber offensichtlich, hierin wieder echt katholisch, durchaus einen Sinn für die guten Dinge des Lebens. – Und schließlich spricht Bonifatius gegenüber seinen angelsächsischen Briefpartnern seine persönlichen Probleme aus,

auch seine Niedergeschlagenheit und Ängste. Rom ist für ihn die objektive Instanz; persönlich wird er in den Briefen nach England. Er begegnet uns einmal als ein nüchterner Mensch. Auffällig ist, was nicht vorkommt: Wunder kommen nicht vor, abgesehen davon, dass er ein einziges Mal der Äbtissin Eadburg auf ihr Begehren hin über die Jenseitsvision eines gestorbenen und dann wieder ins Leben zurückgerufenen Mönches erzählt, die er von dem betreffenden Mönch selbst gehört hatte⁸. Dagegen erscheint er, gerade gegen Ende seines Lebens, angefochten von sehr pessimistischen Stimmungen, von Zweifeln am Erfolg seiner Tätigkeit. So 747 an Erzbischof Cudbert von Canterbury: Synodenbeschlüsse sind zwar erfolgt, aber sie drohen auf dem Papier stehen zu bleiben, die Realität wird durch sie noch nicht verändert. Und jetzt kommt wieder das Bild des stürmischen Meeres, so typisch für Bonifatius: „und um beispielsweise zu sagen, wie ich in Angst bin, wir haben in den Fluten eines wilden Meers ein für allemal ein Schiff zu steuern übernommen, das wir weder richtig lenken können noch auch

⁶ 6 Br. 35 (115).

⁷ Br. 91 (313).

⁸ Br. 10 (31-43).

ohne Sünde im Stich lassen dürfen“⁹. Und dann weiter: Synodenbeschlüsse schön – aber was ist das? „Das Umgraben und Herbeischaffen eines Korbs Dünger habe ich erledigt, aber nicht die Bewachung des Weinbergs; als ich darauf wartete, dass er Trauben trage, brachte er Herlinge“. Er selber vergleicht sich „mit einem Hund, der bellt und sieht, wie Diebe und Räuber das Haus des Herrn aufbrechen und untergraben und verwüsten, aber weil er keine Helfer zur Verteidigung hat, nur knurrend wimmert und jammert“¹⁰. Und dann die nagende Frage: Habe ich versagt? Er selbst, gewissenhaft bis ins Letzte, lebt aus all den Schriftstellen, die an die Hirten gerichtet sind, die von Wachsamkeit und Hirtensorge sprechen, aber auch das „Wehe“ den verantwortungslosen Hirten verkünden, die sich selbst weiden. „Diese und ähnliche Betrachtungen haben mich erschreckt, und Furcht und Zittern ist über mich gekommen, und die Finsternis meiner Sünden hat mich fast zugedeckt, und das einmal übernommene Steuer der Kirche gänzlich aus der Hand zu geben, wäre mir

lieb und recht gewesen, wenn ich bloß das fertig brächte“¹¹. Vom Temperament her ist er ein eher pessimistischer, von Selbstzweifeln geplagter Mensch, nicht die ungebrochene Kraftnatur, wie man sich ihn allzu leicht vorstellt. D.h. physisch muss er sicher eine Bärennatur gewesen sein – wer kann sich schon mit 80 unter den damaligen Verkehrsbedingungen, ohne Straßen und richtige Wege, zu Fuß oder bestenfalls zu Pferd, noch auf eine Reise begeben (ich jedenfalls mit meinen 66 könnte es schon nicht mehr), aber innerlich hatte er seine Probleme. Aber – und darin besteht die geistliche Größe des hl. Bonifatius – er wird mit seiner Depression fertig, indem er sie in den Glauben an den birgt, der letzten Endes wirkt und ihn berufen hat: „Vertrauen wir dem, der uns die Last auferlegt hat. Was wir nicht durch uns tragen können, wollen wir durch den tragen, der allmächtig ist und sagt: Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht“¹². Der andere Pol und Kraftquell, der ihn trägt, ist Rom, ist die „Schwelle des heiligen Petrus“. Und hier ist wichtig, was Rom für

⁹ 9 Br. 78 (243).

¹⁰ Ebd. (245).

¹¹ Ebd. (251).

¹² Ebd.

ihn bedeutet. Rom ist keine bürokratische Verwaltungsinstanz. Rom ist vor allem eine geistliche Größe. Rom, das ist für Bonifatius, der ja aus der angelsächsischen Kirche kommt, die besonders auf die Initiative Roms hin bekehrt worden ist und eine ganz besonders enge Beziehung zu Rom hat, vor allem die sichtbare Verbindung der Kirche mit ihrem Ursprung, und das heißt mit dem heiligen Petrus. Rom und der Papst, das ist auch für ihn nicht so sehr eine Instanz, die regiert oder ständig neue Entscheidungen für die Kirche fällt. Rom, das ist für ihn vielmehr die authentische Tradition, die sich vom heiligen Petrus herleitet. Und wenn er sich oft auch in anscheinenden Kleinigkeiten an den Papst wendet und von ihm Auskünfte und Richtlinien haben will, dann geht es ihm nicht eigentlich darum, dass hier Neues entschieden werden soll; vielmehr will er wissen, „wie es die römische Kirche in Glauben und Praxis hält“¹³. Rom ist der Ort privilegierter Tradition; und der Papst ist einfach

der Sprecher und Zeuge dieser Tradition. Er soll nicht so sehr Entscheidungen fällen als Zeugnis geben. Indem man sich an Rom hält, ist man den Aposteln, ist man dem heiligen Petrus nahe¹⁴. Der Papst tritt hier als Person noch völlig zurück; er ist noch nicht „Stellvertreter Christi“, sondern „Stellvertreter Petri“: In ihm und durch ihn handelt Petrus vom Himmel herab; Petrus ist es, der Bonifatius auf apostolische Reise schickt und ihn sendet, nicht Gregor II. oder Gregor III. Und Bonifatius unterscheidet gewiss nicht zwischen dem Notwendigen kirchlicher Einheit und den Dingen, wo Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit herrschen soll und kann. Denn für ihn bildet wie für die meisten Menschen des frühen Mittelalters alles in Glauben und Leben eine Einheit, ob in der Liturgie, wo die Zahl der Kreuzzeichen und Segnungen dieselbe sein soll wie in Rom¹⁵ und bei der Wandlung nur ein Kelch auf dem Altar stehen soll und nicht mehrere, wie in der gallischen Liturgie üblich¹⁶ (denn damals

¹³ Br. 21 (91). Vgl. Th. Schieffer, *Winfried-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas* (Freiburg 1954), 135: „hier wurde auch der Papst in seiner eigentlichen Kompetenz angesprochen: nicht zu „regieren“, aber verbindlich über die geltenden Normen, den antiquus mos ecclesiae auszusagen“.

¹⁴ Vgl. Br. 78 (241).

¹⁵ Br. 78 (301).

¹⁶ Br. 26 (91 ff.).

war noch die Kelchkommunion der Laien üblich), bis hin zu jener Frage, die selbst Papst Zacharias offensichtlich zuviel war, der dem Bonifatius erwiderte: „Du hast gefragt, nach wie viel Zeit man Speck essen soll. Uns ist dafür von den Vätern keine Weisung gegeben. Wir geben Dir daher aber auf Deine Bitte den Rat, ihn erst zu essen, wenn er über dem Rauch getrocknet oder auf dem Feuer gekocht worden ist; hat man aber Lust ihn ungekocht zu essen, soll man das erst nach dem Osterfeste tun“⁷⁷ (also nicht in der Fastenzeit). Und gewiss haben auch nicht alle Päpste die Situation, in der sich Bonifatius befand, verstanden. Sein erster Papst, Gregor II. (715–31), ein Römer, der klar erkannte, dass die Zukunft der Kirche im Westen und bei den Germanen lag, war wohl der weitsichtigste und flexibelste. Der Nachfolger Gregor III. (von Abstammung Syrer, 731–41) konnte sich schon schwerer in die germanischen Wälder hineinendenken. Dies gilt erst recht für Zacharias (745–51), einen Griechen, der im Grunde nur imstande war zu sagen: So ist das kirchliche Recht, und so muss es sein. Andererseits entsprach das ja auch wieder dem, was Bonifatius von den Päpsten erwartete: Zeugnis geben von der römischen Tradition. Rom ist

für Bonifatius vor allem der Punkt, wo die Kirche mit ihrem apostolischen Ursprung verbunden ist. Und wo es darum geht, eine verweltlichte, mit dem Heidentum vermischte Kirche wieder in Ordnung zu bringen, da kann dies nur im engsten Anschluss an jene Instanz geschehen, die die Tradition verkörpert, an Rom. Deshalb lässt er sich von den Päpsten die Sendung geben, lässt sich in Rom zum Bischof weihen. Nicht weil er dies aus praktischen Gründen brauchte: Für die Effizienz ist die Beziehung zur fränkischen Staatsgewalt wesentlich wichtiger, denn regiert wird die fränkische Kirche nicht von Rom, sondern vom König. Nicht aus praktischen Gründen, sondern weil er dem Zentrum der christlichen Einheit besonders nahe sein will und weil er sein Apostolat aus der Mitte dieser Einheit erfüllen will; dann ist er wirklich „von Petrus gesandt“.

Das sind also die beiden Pole, aus denen er lebt, die ihm Halt in dem „stürmischen Meer“ Germaniens geben. Nun einige der Probleme, die ihn in seinen Briefen beschäftigten. Sie lassen sich in vier Gruppen einteilen. Ich nenne

1. Probleme, den Neubekehrten christliche Moralbegriffe beizubringen;

⁷⁷ Br. 87 (299).

2. die unscharfen Grenzen zwischen Christentum und Heidentum;
3. der verweltlichte Klerus gerade des östlichen Frankenreiches;
4. die chaotischen kirchlichen Verhältnisse durch Wanderbischöfe und Wanderpriester irischer Prägung.

1. Die moralischen Probleme der Neubekehrten: *Schärfstens wird immer wieder vorgegangen gegen heidnischen Aberglauben, gegen Amulette, gegen Opfermähler, gegen alles; was aus dem Heidentum stammt*¹⁸. Wir haben ja vielfach die Vorstellung, dass die Kirche im frühen Mittelalter heidnische Gebräuche übernommen, umgeformt und so allmählich, manchmal bis ins Abergläubische, verchristlicht habe. Das ist auch auf die Länge der Geschichte nicht ganz falsch. Aber bei Bonifatius selber herrscht zunächst einmal eine ganz andere Linie vor: rigoroser Kampf gegen alle heidnischen Gebräuche, nicht Anpassung und positive Anknüpfung. Dazu gehört u.a. Kampf gegen das Essen

von Pferdefleisch¹⁹, das ja bei den heidnischen Opfermählern der Germanen eine religiöse Bedeutung hatte; das geht sogar so weit, dass in seltsamer Weise die alttestamentlichen Unterscheidungen zwischen reinen und unreinen Speisen wieder auftauchen²⁰. – Nach wie vor die größten Probleme bereiten die kirchlichen Ehegesetze, einmal das Verbot von Verwandtenehen bis in sehr weite Verwandtschaft hinein, was das germanische Recht vorher nicht kannte²¹, dann aber überhaupt die Unauflöslichkeit der Ehe. Kann man diese auch in allen möglichen Härtefällen den Neubekehrten zumuten? Und hier hat Papst Gregor II. in einem Brief an Bonifatius eine Entscheidung getroffen, die bis heute den Kirchenrechtlern eine harte Nuss ist: Bonifatius hatte gefragt, was ein Ehemann tun solle, wenn seine Frau infolge Erkrankung ihre eheliche Pflicht nicht erfüllen könne. Der Papst erwidert: Es wäre zweifellos christlicher, wenn er seiner Frau treu bleibt und enthaltsam lebt. Aber das kann nur ein „großer

¹⁸ So besonders im Concilium Germanicum Nr. V (381).

¹⁹ Br. 28 (101).

²⁰ Br. 87 (295).

²¹ Br. 25 (91).

Mann²², und viele sind überfordert – und dann sollen sie wieder heiraten, nur für den Lebensunterhalt der bisherigen Frau sorgen²³. Also durchaus ein Fall von Scheidung und Wiederverheiratung, auch ohne dass die frühere Ehe von Anfang an ungültig gewesen wäre. – Ein anderer Fall sind Christen, die ihre Sklaven an heidnische Sachsen als Menschenopfer für die Götter verkaufen; dies, so Papst Gregor III., ist „Verbrechen und Gottlosigkeit“; und den Betreffenden soll die gleiche kirchliche Buße auferlegt werden wie Mördern²⁴. Die schärfste Buße liegt auf Eltern- oder Geschwistermord: Zulassung zur Eucharistie erst wieder auf dem Totenbett, inzwischen lebenslängliche Enthaltung von Fleisch und Wein, vollständiges Fasten an drei Tagen in der Woche²⁵.

2. Speziell im Raum Hessen und Thüringen bestand ein christlich-heidnischer Mischmasch: Getaufte, die den christlichen Gott anbeteten, daneben aber auch noch an heidnischen Opfern teilnahmen. Also Christus als ein Gott zusätzlich innerhalb

des germanischen Götterhimmels. Das war ja generell das Problem bei der Germanenbekehrung: Christus als einen Gott zusätzlich verehren war nicht das Problem; der germanische Götterhimmel war nicht exklusiv, sondern offen für Neuaufnahmen und Aufsteiger; schwierig klar zu machen war, dass es nur einen Gott geben sollte. Und es gab sogar christliche Priester, die das Messopfer feierten und daneben auch noch dem Wotan opferten und an heidnischen Opfermählern teilnahmen²⁶. Für Bonifatius war klar, dass es hier keinen Kompromiss gab. Was ihm nicht klar war und weswegen er sich nach Rom wandte: Was ist von der Gültigkeit sakramentaler Handlungen von solchen Priestern zu halten? War die von ihnen gespendete Taufe überhaupt gültig? Und wie gar, wenn die Taufe von Heiden gespendet wurde? Bestand nicht hier die Gefahr des Missbrauchs der Taufe als magischer Zauberformel, wenn jeder sie verwenden konnte, auch wenn er nicht an Christus und an den dreifaltigen Gott als

²² Br. 26 (91).

²³ Br. 28 (101).

²⁴ Ebd.

²⁵ Br. 80 (261).

einzigem Heilbringer glaubte? Und weiter ein anderes Problem, da diese Priester total ungebildet waren und auch nicht richtig Latein konnten: Wenn ein Priester die Taufworte in unverständlichem und verballhorntem Latein sprach (etwa „Ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und Heiliger Geist“), ist sie dann gültig? Bonifatius meinte nein, Papst Zacharias entschied doch²⁶. – Rom hatte hier Antworten bereit, die die Kirche auf früheren Auseinandersetzungen gegeben hatte: Die Gültigkeit der Taufe hänge nicht von der Würdigkeit des Sponsors ab, nur müsse im Namen der Dreifaltigkeit getauft werden²⁷. Rom verstand aber dabei auch nur schwer, dass die Probleme hier ganz andere waren als die, auf die diese Lehre eine Antwort gegeben hatte; denn hier ging es nicht um Taufspendung von moralisch unwürdigen Priestern, sondern ob in einem christlich-heidnischen Mischmasch, wo es keine klaren Grenzen zwischen Christentum und Heidentum gibt, wo Sakramente zu magischen Zauberformeln werden, noch die kirchliche Eindeu-

tigkeit gegeben ist, die Voraussetzung dafür ist, dass ein Sakrament ein Akt der Kirche und Ausdruck des Glaubens der Kirche ist.

3. Ein großes Problem, nicht nur in dieser hessisch-thüringischen Mischzone zwischen Christentum und Heidentum, sondern im ganzen Frankenreich, ist dann schließlich der verwilderte Klerus. Hören wir Bonifatius selbst in einem Brief von 742 an Papst Zacharias: Diakone, „die seit ihrer Kindheit immer in Unzucht, immer im Ehebruch und immer in allerlei Schmutzereien gelebt haben und mit solchem Zeugnis zum Diakonat gelangt sind und jetzt im Diakonat vier oder fünf oder noch mehr Beischläferinnen im Bett haben und dennoch sich nicht schämen oder fürchten, das Evangelium zu verlesen und sich Diakone zu nennen, wenn sie dann in solchem Unflat zur Priesterweihe gelangen“ und schließlich sogar Bischöfe werden²⁸. Andere Bischöfe haben zwar auf sexuellem Gebiet nichts auf dem Kerbholz, „sind dafür aber trunk- und streitsüchtig, eifrige Jäger; sie kämpfen bewaff-

²⁶ Br. 68 (211).

²⁷ Br. 26 (93), ebenso 80 (259 D).

²⁸ Br. 50 (142).

net im Heere und vergießen eigenhändig Menschenblut von Heiden und von Christen²⁹. – Was aber Bonifatius hier beschreibt und von seinen angelsächsischen Maßstäben her streng verurteilt, wäre zu einfach gesehen, wenn man es bloß als ein Problem moralischer Verkommenheit sehen würde. Es ist im Grunde ein Problem der Germanisierung des Christentums, der Anpassung an die Normen und Wertmaßstäbe des germanischen Kriegsadels. Von dem Moment an, wo dieser germanische Kriegsadel in den Besitz der Bischofsstühle kommt, wo in den Bischofslisten von Köln, Trier oder Straßburg nicht mehr lateinische, sondern germanische Namen auftauchen – und das ist meist um 600 der Fall – leben diese Bischöfe auch wie Herren ihres Standes. Und von dem Moment an häufen sich die Klagen, dass die Bischöfe der Jagd ergeben sind und selber in den Krieg ziehen. Dies gehört aber einfach zum Adel hinzu. Wir haben von dem Beispiel des Bischofs Gewilib von Mainz gehört, der Blutrache übte, der

auf einem Sachsenfeldzug den Mörder seines Vaters und Vorgängers auf dem Mainzer Bischofsstuhl unter dem Schein einer Unterredung zu sich herbeilockte und dann umbrachte. Er hatte im Grunde nur das getan, was man von einem Mann seines Standes erwartete³⁰. Wer sich entrüstete, war Bonifatius und seine angelsächsischen Begleiter. Die fränkische Kirche musste erst mühsam dazu erzogen werden, dass ein solches Verhalten sich für einen Bischof nicht ganz schickte. Ein anderer Aspekt dieses Bischofstyps ist, dass es in Mainz, Trier, Lüttich ganze Bischofsdynastien gab, dass generationenlang das Bistum vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. – Papst Zacharias entschied, dass Priester, die Ehebruch verübt hatten und einen Menschen umgebracht hatten, ihres Amtes zu entheben seien. Darüber hinaus ließ er durchblicken, dass ja eigentlich nach den aus dem Altertum übernommenen kirchlichen Satzungen ein Priester nach seiner Weihe auch mit seiner Ehefrau nicht mehr verkehren

²⁹ Ebd. (145).

³⁰ Er blieb in Mainz in angenehmer Erinnerung; seine Tat wurde als selbstverständlich hingenommen, wie aus einer späteren Bonifatiusvita hervorgeht: *Vitae Sancti Bonifatii*, ed. W. Levison (*Scriptores Rerum Germanicarum*, Hannover-Leipzig 1905), 91 f.

dürfe³¹. Aber im Ernst machte weder er noch Bonifatius einen Versuch, den Klerus, der damals ja zum größten Teil verheiratet war, zum Zölibat zu zwingen; es war schon viel gewonnen, wenn diese Priester die allerelementarsten christlichen Gebote einigermaßen befolgten. Und dies durchzusetzen war selbst bei den Bischöfen eine schwere, ja fast aussichtslose Sache. Denn die Bischöfe hatten die Unterstützung ihrer adligen Standesgenossen und ließen sich nicht verdrängen oder absetzen, abgesehen von dem einzigen Fall des erwähnten Bischofs Gewilib, dessen Absetzung Bonifatius auf einer Synode erreichte – wodurch übrigens Bonifatius Bischof des jetzt leergewordenen Stuhls in Mainz wurde, was ursprünglich nicht geplant war – ursprünglich sollte er Bischof in Köln werden, was zentraler gelegen war, vor allem für die Mission bei den Sachsen und Friesen, an die Bonifatius immer wieder dachte³². – Und weil dieser Typ von Bischöfen im Amt blieb, entstand für Bonifatius ein weiteres gravierendes Problem. In seinem Bischofseid in Rom hatte er versprochen, keine Gemeinschaft zu haben

mit Bischöfen, die unordentlich und nicht nach den kirchlichen Gesetzen lebten. Sollte er also jede Beziehung zu diesen verweltlichten Bischöfen abbrechen? Dies hätte bedeutet, auch vom Hofe isoliert zu sein; denn bei Hofe gingen diese Bischöfe ein und aus, hatten dort engste Beziehungen zu ihren adligen Standesgenossen. Und die Beziehungen zu den fränkischen Hausmeiern Pippin und Karlmann schleifen zu lassen, wäre gleichbedeutend mit Wirkungslosigkeit. Wie viel die Staatsgewalt hier bedeutete und wie wenig Bonifatius ohne und gegen sie ausrichten konnte, wird in den Zeilen deutlich, die Bonifatius an den vertrauten Bischof Daniel von Winchester schreibt: „Ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich weder das Kirchenvolk leiten noch die Priester und Geistlichen, die Mönche und Gottesmägde beschirmen noch ohne seinen Auftrag und die Furcht vor ihm heidnische Bräute und die Gräueltaten des Götzendienstes in Germanien verhindern“. Aber bei Hofe kam er notwendig mit diesen Bischöfen zusammen. Die Lösung war dann für ihn: menschlicher Verkehr lässt sich nicht ver-

³¹ Br. 51 (153).

³² Br. 60 (177, 181).

meiden – aber keine Gemeinschaft beim heiligen Opfer und keine kirchliche Zusammenarbeit auf Synoden³³.

4. Schließlich ein Problemkomplex, der sich besonders im heutigen Süddeutschland stellte, vor allem im bayrischen Herzogtum. Als im Jahre 739 die Kirche Bayerns feste Bistümer erhält, schreibt Papst Gregor III. dem Bonifatius, dieser habe ihm geschrieben, er sei zum Volk der Bayern gekommen und habe es „außerhalb kirchlicher Ordnung lebend“ angetroffen³⁴. Was heißt dies: „außerhalb kirchlicher Ordnung lebend“? Nun: es gab schon vorher Bischöfe in Bayern, und zwar in Passau, Regensburg, Freising und Salzburg. Aber sie hatten keine fest in ihren Grenzen umschriebenen Diözesen. Sie hatten überhaupt keinen festen Klerus, der ihnen unterstand. Sie residierten in Klöstern, spendeten von dort aus Weihen, missionierten auch, regierten aber keine Diözese. Und das hat wieder seinen Grund darin, dass bei der Christianisierung Süddeutschlands, die meist im Laufe des 7. Jahrhunderts geschah, irische Mönche oder wenigstens Missionare, die stark von

den Iren her beeinflusst waren, gewirkt haben. Die irische Kirche war aber eine Kirche, die nicht von den Bischöfen regiert wurde, sondern eine Klosterkirche, die von den Äbten der Klöster regiert wurde. Und die irischen Wandermönche, die in den germanischen Gegenden missionierten, leisteten sicher viel Gutes, impotierten durch ihre Opferbereitschaft, durch ihre strenge Lebensführung, aber sie waren gewöhnlich nicht an dem interessiert, was für Bonifatius und allgemein für die Angelsachsen äußerst wichtig war: an Ordnung und fester Organisation. Sie waren, so könnte man sagen, eher Charismatiker; sie gaben Impulse, aber schufen keine dauerhafte Ordnung, außer in den Klöstern, die sie gründeten. Und andere Missionare, die wiederum von den Iren beeindruckt waren, machten es ihnen nach und lebten und wirkten wie sie. Von da aus gab es jene Wanderbischöfe, die den Zorn des Bonifatius herausforderten, die herumzogen, Weihen spendeten, oder die Wanderpriester, die keinem Bischof unterstanden, die keiner festen kirchlichen Ordnung angehörten. So das Problem,

³³ Br. 63 (191), so auch Papst Zacharias im Jahre 751 an ihn; Br. 87 (293).

³⁴ Br. 45 (131).

mit dem Bonifatius in Bayern konfrontiert wurde: Wie soll man es mit Priestern halten, die überhaupt nicht wissen, von wem sie geweiht sind, die irgendein umherziehender Bischof geweiht haben soll, von dem man nicht einmal mit Sicherheit feststellen kann, ob er überhaupt Bischof war? Der Papst entscheidet: Wenn die Priester an sich brauchbar sind, soll jetzt, da in Bayern eine feste kirchliche Ordnung hergestellt ist, ihr Bischof sie von neuem weihen!³⁵ – Und speziell zwei dieser Wanderbischöfe halten Bonifatius jahrelang in Atem: Es waren ein Aldebert und ein Ire namens Clemens³⁶. Wenn man seinen Berichten glauben will, waren es krause Sektierer und religiöse Schwärmer. Vielleicht waren es charismatische Persönlichkeiten, die in vielen Dingen des Glaubens ihre sehr eigenen und persönlichen Vorstellungen hatten, in jedem Fall schwer oder gar nicht in die feste kirchliche Ordnung einzubinden waren, die Bonifatius vorschwebte, die aber faszinierten und großen Anhang hatten³⁷. Ihre

Angelegenheit kam bis auf die römische Bischofssynode von 745³⁸, wo sie exkommuniziert wurden, ohne dass damit die Sache schon wirklich bereinigt war. – Und das Entscheidende, was Bonifatius erst einmal durchsetzt, zuerst auf dem Concilium Germanicum von 742, also auf der ersten deutschen Synode – so könnte man sagen, – ist, dass östlich des Rheins kirchliche Ordnung und Bistümer entstehen. Bisher gab es Bischofssitze nur links des Rheins, noch aus der römischen Zeit, in den Römerstädten: nämlich Köln, Trier, Mainz, Worms, Speyer und Straßburg. Jetzt entstehen neue Bistümer im frisch missionierten Land: Bûrburg (das sich freilich nur wenige Jahre hielt), Würzburg und Eichstätt. Welche Bistümer hat Bonifatius gegründet? Von den heute noch existierenden sind es nur Würzburg und Eichstätt, nicht Mainz, das seit spätrömischer Zeit existiert, nicht Fulda, wo er nur das Kloster gründete, das Bistum jedoch erst 1000 Jahre nach ihm entstand. Das Concilium Germanicum ist

³⁵ Br. 45 (131).

³⁶ Br. 57 (167 f), 60 (179 f), 77 (237 f).

³⁷ Dazu jetzt L.E. v. Padberg, Bonifatius - Missionar und Reformier (München 2003), 95-101.

³⁸ Akten in Bonifatiusbriefe, S. 397-407.

übrigens auch in anderer Hinsicht epochemachend: Auf ihm wurde zuerst auf dem Kontinent die Jahreszählung nach Christi Geburt eingeführt, die bei den Angelsachsen schon vorher üblich war; vorher zählte man in offiziellen Urkunden nach Herrscherjahren.

Wenn Bonifatius in unserem Bewusstsein vor allem als der große Heidenmissionar gilt, wenn wir uns ihn vorstellen, wie er die Donarreiche fällt, dann ist dies nur ein Teil seines Lebens und seiner Wirksamkeit. Missioniert haben bereits viele andere vor ihm; und dort, wo Bonifatius vor allem missionierte – nämlich im hessischen und thüringischen Raum – war das Christentum nicht neu; nur war es verwildert, mit Heidentum vermischt. Es ging nicht so sehr darum, den christlichen Gott zum ersten Mal zu verkünden, sondern Menschen, die halb Christen und halb Heiden waren, die die christlichen Sakramente empfangen und daneben auch noch den alten Göttern opferten, dazu zu bringen, radikal mit den alten Göttern Schluss zu machen. Und es ging darum, die Kirche zu ordnen. Bonifatius ist „Apostel der Deutschen“ vor allem dadurch, dass er die Kirche in jenem Raum und bei jenen Stämmen, die später das deutsche Volk bildeten,

geordnet hat. Und hier hatte es Bonifatius mit einer Kirche zu tun, die sich in erschreckender Weise an die Lebenswelt und die Moralvorstellungen des germanischen Kriegsadels angepasst hatte, in der Anpassung an das Germanische auf Kosten der christlichen Substanz gegangen war. Reform und Ordnung hieß hier vor allem Rückgriff auf das Alte, auf das alte kirchliche Recht, auf die Tradition, nicht verstanden als Gewohnheit – denn die Gewohnheit kann ein Missbrauch sein –, sondern auf das Ursprüngliche.

Und damit ruft uns Bonifatius heute drei sehr wichtige Wahrheiten ins Gedächtnis:

1. Christlicher Glaube ist nichts Selbstgezimmes und aus beliebigen Versatzstücken Zusammengesetztes, sondern ein Erbe, ein Geschenk, das eine Einheit bildet und als Ganzes von Christus und der Überlieferung der Kirche kommt. Denn der christlich-heidnische Synkretismus der Zeitgenossen des Bonifatius, die meinten, Christus und gleichzeitig Donar oder Wotan dienen zu können, mag in dieser Weise nicht unsere Versuchung sein, ist jedoch in anderer Weise wieder erschreckend modern. Ich meine die heutige Tendenz, sich beliebig seinen selbstge-

strickten Glauben zusammenzubasteln, alles miteinander zu vereinbaren, etwa Glaube an Christus mit dem Glauben an Reinkarnation. Oder wenn damals die Taufe zu einer magischen Segens- und Zaubersformel wurde, zu allem brauchbar, losgelöst von ihrem kirchlichen Kontext, dann gibt es heute, im evangelischen Bereich freilich viel mehr, aber auch manchmal unter katholischen Priestern, solche, die meinen, im Sinne einer unbegrenzten Gastfreundschaft die Eucharistie allen spenden zu können, auch Nichtchristen, auch solchen, die nicht getauft sind. Diese Tendenz ist sehr verbreitet und entspringt einer vagen Religiosität, wo es alle möglichen Riten, heilige Zeichen und Formen des Segens gibt, letzten Endes alles nützlich, im Sinne unbegrenzter Offenheit allen angeboten, aber alles beliebig. Christlicher Glaube bildet ein Ganzes, und seine Einzelteile sind ohne dieses Ganze weder zu haben noch sinnvoll.

2. Bonifatius sagt uns die auch heute bitter notwendige Wahrheit, dass bei dem Schritt der Kirche zu neuen Völkern die Devise nicht einfach Anpassung sein kann. Eine solche Anpassung kann sich als ein sehr gefährlicher Irrweg erweisen und das Salz des Christentums schal

machen. Es bedarf auch der Besinnung auf die Tradition, auf die Vergangenheit; und diese Besinnung kann uns vielleicht zeigen, wo wir heute blind sind. Und gerade in turbulenten Übergangszeiten, gerade dann, wenn sich vieles tiefgreifend in der Kirche verändert, ist besonders wichtig die Verbindung mit dem Zentrum kirchlicher Einheit, mit Rom. Nicht etwa deshalb, weil jedes päpstliche Wort der Weisheit letzter Schluss war. Sondern weil die Verbindung mit Rom einmal auf räumlicher Ebene Verbindung mit der Weltkirche, mit der „katholischen“, der weltweiten Kirche bedeutet, und dann zeitlich nach rückwärts Verbindung mit dem Anfang, mit Petrus.

3. Die besondere Leidenschaft des hl. Bonifatius zu den Büchern erinnert uns daran: Christliche Religion ist eine Buchreligion. Sie ist zumindest bei denen, die ihre verantwortlichen Träger sind, ob Priester oder Laien, auf Lesen und Lesekultur angewiesen. Den heute nicht selten zu hörenden Einwand „Ich bin durch die Praxis so absorbiert, dass ich keine Zeit und Ruhe habe, Bücher zu lesen und mich mit Theologie zu beschäftigen“, hätte Bonifatius nicht nur nicht gelten lassen, sondern als schlechthin absurd empfunden. Er

würde uns sagen: „In meiner auch schon sehr desolaten Praxis, in der Finsternis Germaniens, waren Bücher für mich die Leuchte, die mich hochhielten und vor dem Erliegen bewahrten“. Die Tradierung des Christentums beruht auf bestimmten Bildungsvoraussetzungen; und es kann Zeiten geben, wo diese Bildungsvoraussetzungen nicht selbstverständlich sind, wo sie in der profanen Gesellschaft dahinschwänden und wo die Kirche selber sich diese Bildungsvoraussetzungen wieder neu schaffen muss, wie im Frühmittelal-

ter und vielleicht in ganz anderer Weise heute. Und Bücherkultur ist etwas anderes als Internet-Kultur. Bücher sind auf Dauer angelegt, nicht nur auf die Aktualität bezogen; sie sollten nicht nur für heute da sein, sondern auch für morgen und übermorgen. Die Anstrengung des Lesens, die Pflege einer Lesekultur, und weiter die Beschäftigung mit der Vergangenheit, mit ihren Zeugnissen, das sind Werte, die auch engstens mit unserem christlichen Glauben zu tun haben.